



VERWEIS

Der rote Sport

Der Arbeitersport in Deutschland ist ein weitestgehend vergessenes Kapitel der hiesigen Sportgeschichte. Dabei boten die zunächst im 1893 gegründeten Arbeiter-Turnerbund (später Arbeiter-Turn- und Sportbund) organisierten Sportler eine Alternative zu dem als nationalistisch angesehenen bürgerlichen Sport im Kaiserreich. Später spiegelte sich in den Spaltungen des Arbeitersports gut das Auseinanderstreben des sozialdemokratischen und kommunistischen Lagers wider. Der Berliner Sporthistoriker Christian Wolter hat kürzlich die „Geschichte des Arbeitersports in Berlin und Brandenburg 1910–1933“ (arete Verlag) aufgearbeitet – heute liest er im Bürgerbüro der Linken aus dem Buch („Berlinxx.net“, Greifswalder Str. 220, 19 Uhr).

BERLINER SZENEN

PINKLER AUF KRAWALL

Suffköpfe

Jetzt im Hochsommer ist wieder viel zu lesen über Ruhestörungen durch lärmende Touristen und Einheimische in Friedrichshain. Bisher habe ich davon zum Glück wenig mitbekommen. Doch in einer lauen Nacht gegen 23 Uhr, die Hitze hatte sich gerade schlafen gelegt, war es so weit. Ich goss die Pflanzen auf dem Balkon, ein angenehmes Lüftchen wehte und das Wasser, das aus der Gießkanne auf die Pflanzen fiel, war das einzige Geräusch. Bis diese überdrehten Promilleschreie durch die Stille peitschten. „Eeeeeeeh!!!“ „Boah!!!!“

Fünf Gestalten torkelten durch die Einfahrt neben meinem Haus, drei Männer, zwei Frauen, so 17, 18 Jahre. „Ick muss pissen!!!“, brüllte einer. Mit offener Hose drehte er drei torckelige Pirouetten und dann vernahm ich lautes Pladdern aus der Ecke neben dem Trafohäuschen. Der Typ ließ die gesamte Nachbarschaft an seiner Erleichterung teilhaben. „Aaaaah!“, schrie er gegen den Urinstrahl an. Die anderen waren damit beschäftigt, sich halbwegs auf den Beinen zu halten und auf ihre Smartphones zu starren.

Ich goss die Pflanzen auf dem Balkon, ein Lüftchen wehte

Dann wurde der Pinkler auffallend. „He, Chris!“, schrie er und zeigte auf eins der Mädchen, das sich auf den Gehweg gehockt hatte. „Schlägst du die?“ Die Frage klang mehr nach einer Aufforderung als nach einer Frage. „Das hast du mir doch gerade verboten!“, schrie der andere zurück. Da schaltete ich mich ein. „Könnt ihr weiterziehen?“, rief ich. „Hier wohnen und schlafen Leute!“ Der Pinkler war auf Krawall gebürstet. „Das hier ist öffentliches Gelände!“, schrie er zurück. Ich entgegnete, dass ich auch die Polizei rufen könne, und wiederholte, dass sie verschwinden sollen. „In zehn Minuten!“, schrie das Arschloch zurück. „Nein, jetzt!“, antwortete ich und verschwand vom Balkon. Den Gefallen eines Wortgefechtes tat ich ihm nicht. Eine Minute später war Ruhe.

BARBARA BOLLWAHN

Zwischen Transparenz und Vertuschung

AUSSTELLUNG „Unsichtbare Manöver – Interpretationsreservate und Definitionsreviere“ in der Galerie Wedding widmet sich den neuesten Strategien des Unsichtbarmachens in Politik und Wirtschaft

VON TOM MUSTROPH

Baulich gesehen ist die im Parterre des Rathauses Wedding gelegene kommunale Galerie Wedding ein echter Transparenzraum. Eine breite Glasfront erlaubt Einblicke in den Ausstellungsraum. Bei bestimmtem Lichteinfall wird die Glasfront aber zum Spiegel. Statt zu sehen, was im Inneren passiert, sehen die Wartenden an der benachbarten Bushaltestelle sich selbst und die Fassaden der gegenüberliegenden Häuser. Die Künstlerin Silvia Beck hat diesen Aspekt der „natürlichen“ Undurchdringlichkeit als Transparenzbaustoff gepriesene Material Glas noch weiter verschärft. Hinter das Gitterwerk eines Teils der Fensterfront der Galerie brachte sie das Porträt einer mit einer großen Sonnenbrille ausgestatteten Frau, die mit ihrer Hand zudem noch Blicke abwehrt, an. Sie schuf eine Beobachterin, die sich selbst weitgehend der Beobachtung entzieht und dem Beobachter zugleich ein Spiegel ist. Das mag ein schönes Spiel sein.

Angesichts des Ausmaßes an Überwachung durch den Staat und die Vertuschung dieser Überwachung – siehe NSA-Skandal –, angesichts der Attacken des Staates gegen die, die auf Überwachung und Vertuschung hinweisen – siehe „Landesverrats“-Skandal um netzpolitik.org – und angesichts der kommerziellen Datensammelwut, die die Grenzen des Privaten und Intimen nicht mehr achtet, wirkt diese Arbeit denn aber doch zu harmlos und verspielt. Denn eigentlich hat die Ausstellung Großes vor. Sie will die Regulierungstechnologien von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit untersuchen und zielt dabei explizit nicht auf poetische Vexierspielchen ab. Vielmehr geht es laut kuratorischer Vorbemerkung um Massenbeobachtung als extreme Sichtbarmachung, geheim verhandelte Abkommen als Unsichtbarmachung und den Bereich fahlen Lichts aus Lobbyismus, Schattenbörsen und Schattenbanken. Ganz so forsch sind die insgesamt sieben ausgewählten Arbeiten dann aber doch nicht.

Burat Delier liefert in seinem Video von Büroangestellten, die



Juliane Zelwies Foto: Galerie Wedding

in zum Teil komplizierten Yoga-Positionen Auskunft über ihr Arbeitsleben geben, die erwartbaren Aussagen über Druck und Stress und wie die Beteiligten damit umgehen. Francis Hunger verschenkt in seinem sparsam aus Texttafeln und Fotografien komponierten Film über die Geschichte von Datenbanken das gute Thema der Verknüpfung von allem mit allem und verliert sich in der Frage, ob Programmierer nun die SA oder die SS der Globalisierung seien. Nadia Kaabi-Linke Projekt „Faces“ gibt den Fotomodellen einer Großausstellung über das angeblich wilde Afrika im Jahre 1899 zwar wieder Würde zurück. Sie mussten sich auf Anweisung des Chefkolonialisten und späteren Diamantenkönigs Cecil Rhodes in Kriegsbeleidung und mit Waffen ablichten lassen. Kaabi-Linke löst sie aus den Gruppenfotos und präsentiert

Der Bereich fahlen Lichts aus Lobbyismus, Schattenbörsen und Schattenbanken

sie in individuellen Porträts, wobei sie Wert auf die Gesichter anstelle der kriegerischen Accessoires legt. Das ist sicherlich eine interessante Arbeit, die allerdings im Kontext von Überwachung und Verschleierung etwas deplatziert wirkt.

Relevanter ist da schon „Tape 342“ von Susan Schuppli. Die Londoner Künstlerin geht den abenteuerlichen Erklärungen des Weißen Hauses nach, warum ausgerechnet aus einem aufgezeichneten Gespräch des damaligen US-Präsidenten Richard Nixon, in dem es um die Verhaftungen bei der Watergate-Affäre ging, achtzehneinhalb

Minuten fehlten. Nixons Sekretärin Rose Mary Woods performte dabei vor dem Untersuchungsausschuss den später berühmt gewordenen „Mary Rose Stretch“: Sie griff mit ausgestrecktem Arm zum Telefon und berührte mit ausgestrecktem Fuß die Fußraste, mit der sie den Löschvorgang eingeleitet hätte. Spätere Untersuchungen ergaben, dass ihr dieses Malheur mindestens fünfmal hintereinander hätte unterlaufen müssen – und dass manche Löschungen gar nicht durch die Fußraste, sondern durch Bedienung von Tasten mit der Hand ausgelöst waren.

Informationscamouflage

Ein Foto dieser Streckung der Mary Rose gehört denn auch zur Arbeit Schupplis – ein tolles Exponat im Subgenre Informationscamouflage, dem aktuelle Untersuchungsausschüsse

sicher noch das eine oder andere Stück zugesellen werden.

Eine interessante Strategie der Sichtbarmachung von Diskursen betreibt Juliane Zelwies. Sie ließ den Toronto Debatierclub die Argumente von Pro und Contra zur Immigration austauschen. Sie waren hier mal nicht mit politischen Interessen kontaminiert. Die bei Immigrationsgegnern festgestellten Verlustängste konnten als Reaktion auf befürchtete Folgen der neoliberalen Gesellschaft selbst identifiziert werden. Das konnte man zwar auch vorher wissen. Ein Problem durch das strenge formale Regelwerk eines Debatierclubs durchzujagen, bringt aber Klarheit. Dieses Manöver innerhalb der „Unsichtbaren Manöver“ ist gelungen.

■ Galerie Wedding, Müllerstr. 146/7, Di.–Sa. 12–18 Uhr, bis 29. 8., www.galeriewedding.de

DIE SOMMER DER LIEBE 2015, DIE LETZTEN GLÜHEND HEISSEN NÄCHTE, EIN KATER NACH NUR ZWEI BIEREN UND DER GROSSE REGEN

Fast wie in Frisco '67. Aber eben nur fast

AUSGEHEN UND RUMSTEHEN

VON RENÉ HAMANN



Weit nach Mitternacht sitzen junge Menschen auf den Gehsteigkanten, auf der Verkehrsinsel und unter dem Pilz, der eigentlich eine Litfaßsäule ist und zu der Kindereinrichtung auf dem Platz gehört. Sie haben sich in den anliegenden Spätis mit Flaschenbier eingedeckt und unterhalten sich in einer der letzten dieser glühenden Sommernächte, ein langer, endloser Sommer, ein Sommer der Liebe 2015.

Fast wie damals in Frisco '67. Obwohl, der Unterschied ist, die Jugend von heute meint nur sich selbst und den Sommer

und nicht viel mehr (nicht einmal die Liebe): Ob Drogen eingeworfen werden, weiß man nicht, aber Musik gibt es keine, und wenn, ist sie nichts Besonderes, und Politik findet höchstens am Rande statt. Migranten findet man hier zum Beispiel nicht, auch wenn alles sehr international anmutet.

Belgier sind schlauer

Aber ja: Der Reuterkiez in Nordneukölln ist ein neues Village; und der Reuterplatz ist der Hotspot im Village. Die Mieten ringsherum sind billiger als in Kalifornien, NYC, London oder Paris; der Trick ist, das wissen auch die zugezogenen Deutschen: In Berlin wohnen und das Geld irgendwo anders verdienen. Können aber auch nicht alle, zum Beispiel ich nicht (jedenfalls nicht komplett) und die

Spanier, die herkommen, meistens auch nicht.

Wir stellen uns dazu, in dieser tropischen Freitagnacht, ein Niederländer auf Besuch, zwei Freunde und ich. Wir heben den Altersdurchschnitt, sind aber noch auf jugendlich getrimmt, fallen also nicht groß auf. Der Niederländer kommt aus Amsterdam und ist verwirrt, dass ich ein kleines Schulniederländisch beherrsche. Aber schließlich komme ich vom Niederrhein, eine Fahrradfahrt vom nächsten Coffee Shop entfernt. Seine Freundin ist Belgierin und die ehemalige Kommilitonin des Freundes des Freundes, weswegen er überhaupt hier ist. Auf einem Wochenendtrip. Und wie kommt es, dass er mit einer Belgierin zusammen ist? Im holländischen Fernsehen gibt es Buchstabierwettbewerbe, erzählt er,

wie in Amerika, und am Ende gewinnen immer die Belgier. Die sind einfach schlauer.

Sich irgendwo drinnen aufzuhalten, wäre blöd. Der Späti vor meiner Haustür macht trotzdem schon um Mitternacht dicht. Der Damensalon jenseits des Reuterparks hat auch spät noch Außengastronomie, dazu gutes tschechisches Bier und einen billigen Kickertisch, an dem finden wir uns Samstagabend ein. Was die sehr schlichte Housemusik aus der Dose soll, die hier läuft und sehr nach späten Neunzigern klingt, wo sie auch schon nicht besonders aufregend war, und die sich in den zwei Stunden auch nicht groß ändert, ist uns zwar schleierhaft, aber egal.

Der Unterschied zu unseren Sommern der Jugend macht sich am nächsten Morgen, dem

Morgen des Sonntagdienstes, bemerkbar: Zwei Bier, ein großes und ein kleines, und schon gibt es Katergefühle.

Meine Reise- und Zielgruppe war noch weitergezogen, ins Bier & Birgit, und am Ende der Nacht standen sie vor dem alten Mysliwska an der Schlesischen Straße, in dem um 5 Uhr morgens sogar getanzt wurde. Ich lag da schon in wildesten Träumen, aus denen ich kurz darauf jäh gerissen wurde.

Der große Regen kam dann erst am Sonntagabend. Da war die Schlange vor der Eisdielen in der Friedelstraße schon kleiner geworden. Die Restaurants zogen die Markisen ein. Die Leute im Park packten ihre Sachen. Heute Morgen sollte wieder der Ernst des Lebens beginnen, beim Frühsport, in der U-Bahn, im Working Space, im Fernbus.